

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

(Schluß.)

Unter Sonnengluten.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erika Grube-Pöcher.

Frau Schürmann hat den Arzt, noch zu bleiben, und dieser willfahrte, um die Einreibungen des Körpers fortzusetzen. Während Frau Schürmann sich im Gang vor dem Krankenzimmer flüsternd über einige Maßregeln besprach, hörte man das Rollen eines Wagen. Deutlich vernahm man, daß es eine herrschaftliche Equipage sein mußte.

„Kommt Besuch?“ lauschte Frau Schürmann. Der Gedanke erfüllte sie mit einem förmlichen Entsetzen, jetzt womöglich mit irgendeinem Besuch aus der Stadt und dem Bekanntenkreise oberflächliche Unterhaltung tauschen zu sollen. „Augustin!“ rief sie dem Majordomus zu, der eben mit sorgenvoller Miene durch das Zimmer ging, „sieh aus dem Fenster! Kannst du erraten, wer im Wagen sitzt?“

Der Alte lief ans Fenster, hob sich auf die Fußspitzen und lugte hinaus. Ein Blick genügte ihm, da der Wagen schon ganz nahe war. „Es ist der Baron, Sennora“, meldete er eilig, „Baron Alvarez!“

Eine förmliche Hast kam über die alte Dame. „Es ist mir ganz unmöglich, ihn jetzt zu empfangen. Verleugnen lassen kann ich mich nicht; deshalb nimm du seinen Besuch an, Liane, und sage, ich könne nicht erscheinen.“

Im nächsten Augenblick war die alte Dame mit einer Hast aus dem Zimmer geeilt, die Liane noch kaum an ihr gesehen. Der Auftrag war ihr mehr als peinlich. Für Sekunden streifte ihre Erinnerung die ganze leidenschaftliche flackernde Art des jungen Spaniers, seine fast überstürzte Werbung damals in seinem Parke, seine immer erneute Galanterie, sie für sich zu gewinnen, die er auch bei seinem letzten Besuch an den Tag legte, als das Erdbeben sie alle überraschte. So fern stand sie jetzt diesem Mann, nun sie die wahre Liebe bei Martens gefunden hatte in ihrer Ruhe, ihrer Tiefe, ihrer Kraft!

Plötzlich fuhr sie auf. Der alte Diener stand neben ihr und raunte ihr schnell und hastig einige Worte zu. Jetzt wurde sie auf ihn aufmerksam. Was wollte er?

Auch dem alten Getreuen waren soeben Pfeilschnelle Gedanken durch den Kopf geschossen. Die leidenschaftliche Freude, das überraschte Glück fielen ihm ein, mit dem neulich Liane das Auftauchen der Stahlkassette begrüßt hatte.

„Sennorita, ich weiß ein Geheimnis! Ich muß es Euch sagen! Aber ich weiß nicht, was daran wahr ist —“

„Ein Geheimnis, Augustin? Sage es mir nachher in Ruhe, wenn der Baron wieder fort ist.“

„Nein, Sennorita, das muß jetzt sein. Es betrifft den Baron!“

Sie sah erstaunt auf ihn nieder. In seinen runzigen Zügen lag ein Ausdruck von Teilnahme und Treue.

„Sennorita, der Diener Carlos hat mir gestanden, er habe die Kassette damals auf Veranlassung des Barons entwendet!“

„Augustin, was sagst du da für unglaubliches Zeug?“

Aber der Alte blieb vollkommen sicher. Er erzählte

in fliegender Hast, wie Carlos, als er ihm voller Mut an die Gurgel gesprungen, den Namen des Barons genannt hatte. Aber näheres, warum Carlos die Kassette zu Trinidad getragen und wie alles weiter geplant war, hatte er nicht ermitteln können, da der Dieb spurlos verschwunden war.

„Das wird ihm in seiner Angst entfahren sein, Augustin. Er hat den Baron genannt, um den Verdacht von sich abzulenken. Das wäre doch unglaublich —“

Augustin stand bereits an der Tür, um in den Vorgarten hinabzuerlen, wenn die Equipage hereintrölte.

„Ich wollte das alles Sennor Martens sagen, aber nun kam keine Krankheit dazwischen —“

Im nächsten Augenblick glitt er die Stufen der kleinen Freitreppe hinab. Der Baron machte Miene, auszufröhen. Der Alte erklärte auf seine Frage, ob die Herrschaften zu Hause seien, Sennor Schürmann sei krank, die alte Dame könne heute nicht empfangen, aber Sennorita Liane sei anwesend. Der Alte hütete sich, von dem Ernst der Krankheit etwas mitzuteilen, da er nicht wußte, ob es der alten Dame lieb sein würde.

Der Baron war mit diesem Bescheid sehr zufrieden. Er legte seine liebenswürdigste und gewinnendste Miene an den Tag, als er zu Liane in das Wohnzimmer trat. Und da er sie jetzt beim Wiedersehen entzückender fand denn je, legte er in seinen Handkuß eine ganz besondere Ritterlichkeit. Sie konnte sich kaum beherrschen und war verstört und förmlich.

Sofort, nachdem er Platz genommen, entschuldigte er sich, daß er so lange Zeit seit seinem letzten Besuche habe verstreichen lassen. Aber das sei unter dem Zwange der ungewöhnlichen Verhältnisse geschehen. Zuerst habe er in seinem Hause Ausbesserungsarbeiten vornehmen lassen müssen, weil es vom Erdbeben mit betroffen gewesen sei; dann sei er von spanischen Kameraden in letzter Stunde vor Ausbruch des Aufstandes gewarnt worden und habe eine plötzliche Reise angetreten, da ja zu befürchten stand, daß ein Blutbad durch die Eingeborenen unter den Spaniern verübt werden würde.

Liane hörte ihm schweigend zu, während er mit südländischer Lebhaftigkeit alles auseinanderlegte. Dieser Besuch kam ihr unendlich ungelogen, denn sie war mit ihren Gedanken vollkommen mit Martens beschäftigt und mit Bodos schwerer Krankheit. Am liebsten hätte sie dem Baron versichert, daß sie ihn während dieser Zeit nicht im geringsten vermißt habe.

„Meine Gedanken haben Sie inzwischen so oft gesucht, Donna Liane! Es würde mich glücklich machen, wenn ich erfahren dürfte, ob auch Sie inzwischen einmal an mich gedacht haben.“

„Nein, Baron! Ich müßte Ihnen denn eine Unwahrheit sagen wollen. Meine Gedanken waren vollkommen mit einem Erlebnis beschäftigt, das sich in meinem Leben ereignete.“ Sie machte absichtlich eine Pause; seine Aufmerksamkeit wurde zur Spannung. „Ich habe mich inzwischen nämlich mit Sennor Martens verlobt!“

Er machte eine überraschte Bewegung. Dann neigte er sich ihr auf dem Stuhl entgegen. „Donna Liane, ich hätte eine andere Wahl von Ihnen erwartet. Sie hätten

eine ganz andere Heirat machen können, als einen — einen Angestellten der Firma Ihres Veters!“

„Aber er ist ein Ehrenmann, und das bedeutet mir mehr als sein angebliches Abhängigkeitsverhältnis zu der Firma Schürmann, Baron! Denn wie die Dinge jetzt liegen, ist die Firma Schürmann von Herrn Martens vielleicht ebenso abhängig, wie er von ihr.“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Es liegt vollständig in dem Willen des Herrn Martens, ob er seine Erfindungen und chemischen Versuche der Firma Schürmann übergeben will und sie an ihnen teilnehmern läßt, oder ob er sie anderweitig verwertet. Ja, denken Sie, Baron, dieses infame Komplott, meinen Verlobten um seine wertvolle Kassette zu bestehlen, ist zunichte geworden.“

Sie faßte den jungen Spanier fest ins Auge. Er legte den hellen gewölbten Tropenhelm, den er auch beim Sitzen noch in den herabhängenden Händen zwischen den Knien gehalten hatte, jetzt auf den kleinen Tisch neben sich und suchte Zeit, um sich zu beherrschen.

„Es ist Sennor Martens eine Kassette gestohlen worden? Welches Komplott?“

Liane erhob sich vom Stuhl. Sie vermochte sich kaum zu beherrschen.

„Ihr Komplott, Baron! Jawohl, man weiß, daß Sie unseren Diener Carlos angestiftet haben, diese Kassette zu stehlen.“

Er wollte noch immer den Harmlosen spielen. Auch er war jetzt von seinem Sitze aufgesprungen.

„Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll! Was Sie da eben sagten, ist eine Beleidigung, wenn ich richtig verstanden haben sollte —“

„Kann es Sie beleidigen, wenn man Ihnen die Wahrheit sagt? Ja, durch eine sonderbare Verkettung von Umständen, die ich Ihnen jetzt hier nicht auseinandersetzen werde, ist die Kassette wieder zum Vorschein gekommen. Und als der Diener Carlos merkte, daß es ihm an die Gurgel ging — da hat er Ihren Namen als den des Urhebers genannt.“

Sein Erblichen sagte ihr mehr als Worte. Gleich einer Hellscherin sah sie jetzt plötzlich, wie mit einem Schlag alle Fäden sich entwirren, die ihr noch Unbegreifliches verhüllten. Keinen Augenblick zweifelte sie mehr an der Schuld des Barons.

Er als Südländer, dem eine straffe, innere Selbstzucht fehlte, verlor jetzt Würde und Fassung. Er sah sich um, ob niemand sonst zugegen war. Dann hob er beide Hände flehend auf.

„Donna Liane, seien Sie edelmütig und stellen Sie mich nicht vor allen Bekannten hier bloß! Bewahren Sie dieses Vorkommnis als tiefstes Geheimnis und lassen Sie hier in unserem Gesellschaftskreise nichts davon durchsickern, damit nicht mein Ansehen —“

Sie warf ihm einen verächtlichen Blick zu, dem es das Höchste in dieser schmachvollen Stunde ihr gegenüber bedeutete, ihre Diskretion zu erlangen, damit er auch weiter in der Gesellschaft seine Rolle als der reiche, elegante, beliebte Schwerenöter spielen konnte!

„Das werde ich tun!“ meinte sie endlich. „Das Schicksal hat uns geholfen und Ihre Absichten durchkreuzt. Ich habe kein Interesse weiter daran, Ihre Schändlichkeit hier in der Stadt breitzutreten. Mögen die anderen Sie noch für einen Ehrenmann halten, als den Sie sich geben — wenn Sie es vor sich selber noch können!“ Sie machte eine Bewegung, als wollte sie das Zimmer verlassen. „Wir haben Krankheit im Hause, deshalb kann ich Sie nicht länger empfangen. Aber unsere Wege werden sich nicht mehr kreuzen. Deswegen lassen Sie mich Ihnen noch zum Schluß sagen, wie tief verächtlich Sie mir sind!“

Noch nie hatte er solche Worte gehört! Noch nie hatte er sie anhören und — ertragen müssen!

Liane drückte auf die Klingel an der Wand und befahl dem eintretenden Majordomus, den Herrn Baron zu seinem Wagen zurückzubegleiten.

Draußen auf dem Vorplatz stand sie noch sekundenlang und rang nach Fassung. Wirklich, es hatte Stunden gegeben, wo sie sich durch die weltmännische Art und durch seinen Reichtum fast hätte blenden lassen! Wie gut, daß ihr eigenes Gefühl sie den richtigen Weg geführt hätte zur richtigen Entscheidung: die Wahl ihres Lebens nicht durch lockende Verhältnisse bestimmen zu lassen, sondern nach dem Werte eines Menschen und nach der Wahrheit und der Kraft seiner Liebe! —

Der Tag begann wieder zu sinken. Das schwarze Gewölke braute sich über dem Hause Schürmann immer düsterer zusammen. Wie ein fürchterliches Gespenst schlich die Angst der Ansteckung durch die Reihen der Dienerschaft. Sie sahen in der Krankheit nach ihren heidnischen Begriffen den bösen Geist, dem sie nur räumlich entfliehen konnten! Deswegen stahl sich einer nach dem anderen aus dem Hause und schlich ins Kutscherhaus, um nicht zur Pflege und Mithilfe in das Krankenzimmer geholt zu werden und dann selbst ein Opfer der Cholera werden zu müssen. Sie glitten aus dem Garten, flohen durch dessen schmale Hinterpforte und berichteten schauernd in der Nachbarschaft von dem Walten des bösen Geistes im Hause Schürmanns.

Bodo schlief am anderen Morgen für immer ein. Er hatte noch einige Wort mit seiner Mutter gewechselt. Sein Tod war nur ein Hinübergleiten gewesen. Und seine Mutter konnte es kaum begreifen, daß es kein Erwachen mehr geben sollte!

Nach mehreren Wochen geleiteten Martens und Liane sie zum Dampfer, auf dem sie die Fahrt zur Rückkehr für immer nach der deutschen Heimat antreten wollte. Der Schlag, der die alternde Frau traf, hatte sie völlig gebeugt. Ihr Lebensziel war ihr genommen. Mit erschütterlicher Deutlichkeit erkannte sie die Hohlheit ihrer einstigen Lebensanschauung. Der Wert des Geldes, des Besizes versank in nichts, wenn das Schicksal seine ganze Größe, seine Schwere erwies. Was bedeuteten ihr jetzt noch der Firmenname, was die schönen Häuser und der äußere Besitz! Das alles hatte Bodos Leben nicht retten können, und einsam stand sie selbst jetzt im Leben, weil sie niemals verstanden, Liebe um sich zu säen.

Und sie, die immer mit einem gewissen Hochmut auf Kurt Martens herabgeblüht, weil er von Bodo immerhin abhängig war, sie, die Lianes Aufenthalt in ihrem Hause als eine gewisse Gnade angesehen hatte, war jetzt froh in dem beruhigenden Bewußtsein, alles hier, was zurückblieb, in die guten und tüchtigen Hände Kurt Martens' legen zu können! Wenige Wochen später hatte die einfache, stille Trauung des jungen Paares vor dem deutschen Konsul stattgefunden, und dann zogen sie als Herr und junge Herrin in das neu aufgebaute Stadthaus ein.

Als Liane mit ihrem Gatten die alte Dame an Bord wieder verließ, dachte sie an die Fahrt auf der Barkasse, als sie einst hier in diesem wunderbaren Tropenlande gelandet war. Hier war es ihr beschieden gewesen, das Glück ihres Lebens zu finden; aber nicht an Bodos Seite, sondern ganz andere Wege hatte das Schicksal sie in seinen Wandlungen geführt. Nun, wo die alte Frau mit ihrem strengen, herben Gesicht in ihrer fassungslosen Trauer nicht mehr wie ein düsterer Schatten neben ihnen herglitt, war es Martens und Liane, als begönne jetzt erst vollkommen das Glück mit seiner Sonne für sie emporzusteigen.

Als sie nach beendeter Wagenfahrt in ihr Stadthaus einrollten, neigte sich Martens seiner jungen Frau entgegen und fragte: „Weißt du noch, wie ich dich damals auf meinen Armen beim Erdbeben hier auf der Treppe herabtrug?“

Sie sah ihn mit leuchtenden Augen an.

„Ja — und wie wir um dein Leben gerungen haben! Zweimal, Liebster!“

„Treue um Treue!“ meinte er leise. „Unsere Treue wuchs aus unserer Liebe heraus! Und jetzt führe ich dich, Liebste, in unser eigenes Heim. Unser Ziel ist erreicht!“

Die Stimme des Orakels.

Die nachstehende spannende Geschichte ist dem im Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart erschienenen Buche: Paul Abt: „Im Banne des Zauberers“, entnommen. Der Verfasser erzählt in seinen Geschichten Erlebnisse aus der Südsee, die ganz unglaublich klingen und doch seltsame und furchtbare Wahrheit sind.

Eines Nachts kam Solomi ganz aufgeregt in meine Hütte gelaufen und erzählte mir eine verworrene Geschichte von einem Mädchen, das vom Teufel besessen sei.

Er führte mich zu einer Hütte am Ende des Dorfes. Schon von weitem vernehme ich ein eigenartiges Summen, das oft von schrillen Schreien unterbrochen wurde, und als ich den engen Raum betrat, blieb ich erstaunt stehen, denn seltsam war der Anblick, der sich mir bot: da lag am Boden, Splitternacht, ein junges Mädchen auf dem Rücken. Arme und Beine waren weit ausgestreckt und wurden von je einem Fidschianer am Boden festgehalten. Die Brust der jungen Schönen wogte, der ganze Körper zuckte wie im Krampf, keuchend kam der Atem aus den Lungen, und oft rang sich ein heiserer Schrei aus ihrer Kehle. Die Augen waren vollständig nach innen gekehrt, der Mund halb geöffnet, und auf den schön geschwungenen Lippen stand ein feiner, weißer Schaum.

In der Ecke der Hütte brannte ein großes Feuer, welches gespenstische Lichter auf die glänzenden, dunklen Körper warf. Die Ältesten des Dorfes saßen in einem Kreis nahe dem Mädchen am Boden.

Solomi forderte mich auf, an seiner Seite Platz zu nehmen. Dann brachten auf einen Wink des Häuptlings einige Fidschianer ein riesiges Kawabeden, das sie mitten in unseren Kreis stellten.

Und nun erschien Meemea, die Vortänzerin des Dorfes, mit einer großen Kawawurzel. Vor dem Häuptling niederknien, zeigte sie den Mund und ihre Zähne, zum Beweis, daß sie rein und gesund seien. Auf ein Zeichen fing sie an, die Wurzel zu kauen, spuckte den Brei in das Kawabeden und schüttete etwas Wasser dazu; die Kawa war fertig.

Eine alte Kokosnußschale, durch den vielen Gebrauch poliert, wurde herungereicht. Jeder nahm einen Schluck, dabei irgend einen Spruch murmelnd, und tauchte dann die Hände in die Flüssigkeit des Bedens.

Auch ich tat dies, gespannt, was nun kommen würde. Raum aber hatte ich die Kawa berührt, da fühlte ich ein eigenartiges Prickeln in den Fingerspitzen. Und erstaunt sah ich, wie die Kawa zu brodeln begann.

Die Fidschianer sangen eine düstere Melodie, bewegten ihre Körper im Takte hin und her, und das Feuer malte gar seltsame Schatten an die Wand.

Immer stärker wurde das Brodeln, immer höher quoll die Flüssigkeit. Schaum bildete sich an der Oberfläche, da — stockte mein Atem, erstarrte das Blut in meinen Adern, denn Schlangen! . . . ertliche Schlangen schwammen plötzlich in der Kawa. Ihre Leiber schillerten grünlichblau, sie umschlangen meine Hände, krochen darüber hinweg, kalt und schleimig.

Eisig lief es über meinen Rücken; denn das war das Entsetzlichste: ich konnte meine Hände nicht wegnehmen; die Arme waren wie gelähmt. Daß auch die Fidschianer dasselbe sahen und fühlten, wurde mir zur Gewißheit, als ich wahrnahm, wie geängstigt sie nach der Kawa blickten und mit den Händen zuckten. Ich schloß die Augen, denn ich konnte den graußigen Anblick nicht länger ertragen. Die Bewegungen der Schlangen fühlte ich aber dennoch, und jedesmal fuhr ich zusammen, wenn sich eine feucht und klebrig um mein Handgelenk wand.

Wie lange dies dauerte, weiß ich nicht; aber nach einiger Zeit fühlte ich, wie die Bewegungen langsamer wurden, und als ich die Augen aufschloß, bemerkte ich, daß die Kawa nur noch ganz schwach in Bewegung war. Der Gesang verstummte, und alles war wieder wie zuvor.

Schnell zog ich die Hände aus der Kawa. Sie waren eiskalt, trotz der Hitze, und das schleimig-klebrige Gefühl der Berührung mit den Schlangen empfand ich noch stundenlang. Totenstille herrschte in der Hütte; nur das Feuer knisterte in der Ecke. Das Mädchen am Boden lag wie tot. Dann plötzlich durchzuckte ein Krampf den Körper, stöhnend kam der Atem aus der Brust.

Und nun geschah das Seltsame: ein Fidschianer berührte mit seiner Stirn dreimal den Boden und blieb dann in halberhobener Stellung sitzen. Seine Augen weiteten sich und schienen in der Ferne etwas zu sehen. Die Muskeln seines Körpers strafften sich, der Atem ward schwächer und schwächer, und langsam erstarrte der ganze Leib. Das Hochen des Herzens war auf seiner nackten Brust nicht mehr wahrnehmbar; ich hatte den bestimmten Eindruck, daß dieser Mensch mit seiner Seele nicht mehr auf Erden weilte. — — Darauf frug er mit sonderbar hohler Stimme nach seinem

verstorbenen Vater und Großvater. Das Orakel gab auf jede Frage mit entsetzter Stimme eine deutliche Antwort. So sprach nun jeder der im Kreise anwesenden Männer durch das Mädchen mit seinen Ahnen. Der Häuptling sprach mit seinem Vater über Staatsgeschäfte, wie er sich in dieser und jener Lage zu verhalten habe, und erhielt auf jede, oft sehr verwinkelte Frage, eine wohlüberdachte Antwort. Zum Schluß bat Solomi die Geister mit bewegten Worten, auch seinem weißen Freunde (damit meinte er mich) einen Fingerzeig zu geben.

Einen Augenblick schien das Orakel überrascht, zuckte unruhig, dann kam es stoßweise aus ihrem Munde: „Ich sehe deinen Stern . . . er leuchtet hell . . . die erste Nacht . . . die zweite Nacht . . . die dritte Na . . . — es wird dunkel . . . eine schwarze Wolke . . . ich kann nichts mehr sehen . . .“

Ihre Lippen bewegten sich fieberhaft, und plötzlich schrie sie gellend: „Es droht dir Gefahr . . . hüte dich vor Latoo!“ Ich zuckte zusammen; grausig gellte dieser Schrei in meinen Ohren und verhallte in der stillen Nacht.

Wieder war es totenstille. Ein bläulicher Rauch bildete wunderliche Gestalten, und ein süßlicher Geruch verbreitete sich in der Hütte. Die Fidschianer saßen am Boden, starr und stumm, und stierten ins Leere; ihre Augen waren seltsam glasig. Auch ich war wie gebannt und sah alles wie im Traume. Die Rauchschwaben formten sich zu durchsichtigen Geistergestalten, die gespenstisch auf- und abzogen. Und ich konnte das Gefühl nicht loswerden, daß wir nicht allein in diesem Raume seien, daß ich hier einen Blick in eine fremde Welt tun dürfte, die uns Europäern verlorengegangen ist.

Langsam kam wieder Ausdruck und Leben in die starren Gesichter, und wie aus tiefstem Schlafe erwachend, erhoben sich die Männer.

Das Mädchen am Boden leuchte nicht mehr. Die Spannung in den Muskeln hatte sich gelöst; der Mund klappte mit einem hörbaren Geräusch zu, und die Zähne preßten sich knirschend aufeinander.

Einer der Fidschianer beugte sich über den leblosen Körper, preßte mit seinem Messer die Zähne ein wenig auseinander und goß dem Mädchen ein paar Tropfen eines rötlichen Saftes in den Mund. Dieses krümmte sich zusammen, ruhig atmend, wie in tiefem Schlafe.

Und während der Häuptling mich zu meiner Hütte begleitete, erzählte er, wie das Orakel ohne den geheimnisvollen roten Saft, dessen Zusammenziehung nur der älteste Mann des Dorfes kenne, noch in derselben Nacht sterben würde. Immer vor wichtigen Ereignissen werde eine Jungfrau von den Göttern zum Orakel auserwählt, und dadurch sei es möglich, den Rat der Vorfahren einzuholen. Kein wichtiger Entscheid werde ohne diesen Rat gefällt.

Als ich allein in meiner Hütte saß, klang mir immer und immer wieder die Warnung des Orakels in den Ohren: „Hüte dich vor Latoo!“ Wie konnte dieses Mädchen wissen, daß ich einen Träger dieses Namens hatte, da ich ja erst seit einer Stunde im Dorfe war und meine Träger erst gegen Mitternacht eintreffen konnten?

„Zufall!“ sagte ich mir, aber gleich daneben war eine andere Stimme: „Zufall?“

Denn wahrlich, wenn mir jemand übelnennen konnte, so war es Latoo, den ich einst erwischte, wie er meinem Papagei, fröhlich grinsend, eine Schwanzfeder ausriß. Dies hatte mich derart in Wut gebracht, daß ich ihm eine schallende Ohrfeige verabreichte und ihn mit einem Fußtritt zur Hütte hinausbeförderte. Ob er mir nun dies nachtrug und sich auf irgendeine Art rächen wollte?

Latoo war kein Fidschianer, sondern ein Eingeborener der Salomoineln, viel dunkler als die Fidschianer und im Gesicht ein richtiger Menschenfresser. Sein Ausdruck hatte mir nie gefallen, aber sein Körper war so stark gebaut, daß er mir als Träger willkommen war. Die Fidschianer hatten ihn gleich von Anfang an nicht leiden mögen, und mein Diener sagte mir am ersten Abend: „Se no good; bad eye, I no like him.“

Schritte weckten mich aus diesen Gedanken, und als ich mich umdrehte, stand hinter mir — Latoo. Grinsend zeigte er seine scharfen Menschenfresserzähne; in seinen grünlich schillernden Augen lauerte etwas Hinterlistiges, Barbarisches.

Zwei Tage waren vergangen, und die dritte Nacht kam heran, schwül und unheilswanger. Je dunkler es ward, desto bedenklicher schien mir, was ich soeben gesehen: von einem Spaziergang zurückkehrend, war mir ein eigenartiges Geräusch aufgefallen, das aus einem dichten Gebüsch zu kommen schien. Leise näher tretend, sah ich — Latoo, am Boden kauend und sorgsam an einem Stein sein Messer wendend. Von Zeit zu Zeit fuhr er prüfend mit dem Daumen über die Schneide und nickte befriedigt. Um seine wulstigen Lippen zuckte ein barbarisches Lachen, und seine scharfen Raubtierzähne leuchteten weiß aus dem schwarzen Gesicht. Mir graute vor diesem Menschen, und Unheil!

ahnend schritt ich eiligst meiner Hütte zu. Doch kaum hatte ich diese betreten, da fuhr ich erschreckt zusammen, denn eindringlich und warnend tönte von neuem der Schrei des Orakels in meinen Ohren: „Hüte dich vor Latoo!“

Es war mir um so unheimlicher, da ich wußte, daß die Einwohner des Dorfes zu einem Feste gegangen, und außer mir nur ein paar ganz alte Leute zurückgeblieben waren. Jetzt fiel mir auch ein, wie Latoo meine übrigen Träger am Vormittag überredet hatte, ebenfalls an dem Feste teilzunehmen, und wie er am Nachmittage noch einmal zu mir gekommen war, um mir zu sagen, daß nun auch er ins Nachbarort zum Feste gehe. Wie es sich nun aber zeigte, war er wahrscheinlich am Abend wieder zurückgeschlichen und hatte sich hinter dem Busch auf die Lauer gelegt.

Nur mein treuer Diener war bei mir geblieben. Er saß am Feuer und braute Tee. Dann wandte er sich plötzlich um und sagte, meine Gedanken erratend: „Herr, Latoo ist gefährlich. Ich habe ihn beobachtet; er sinnt Böses. Wir müssen heute nacht wachen.“ Und damit löschte er das Feuer und setzte sich in der Ecke beim Eingang nieder.

Draußen schien der Mond; da wir im Dunkeln saßen, konnten wir deutlich sehen, was sich vor der Hütte ereignete.

Das war eine bange Nacht. Langsam, langsam schlichen die Minuten vorüber, Stunden vergingen — nichts rührte sich. Meine Augen schmerzten vom Starren nach dem Eingang. Der Diener war eingeschlafen, wie ich aus seinen tiefen Atemzügen hörte; man konnte es ihm nicht übel nehmen, denn auch ich war todmüde nach dem anstrengenden Marsch und kämpfte verweilt mit dem Schläfe.

Einige Stunden später erwachte ich plötzlich zum Bewußtsein, mit dem Gefühl, daß etwas Geschehen sei. — Und wirklich, jetzt vernahm ich ein leises Geräusch vor der Hütte. „Aha, er kommt“, dachte ich und griff nach einer schweren Fidschianerkeule, denn eine andere Waffe hatte ich nicht.

Wieder hörte ich das Geräusch, diesmal näher — und dann sah ich einen schwarzen Kopf, der sich ganz, ganz behutsam über die Schwelle hob. . . ein Messer blitze zwischen weißen Zähnen. . . ein dunkler Körper folgte. Jetzt verschwand beides im Dunkel der Hütte. Nur zwei grünlich schillernde Punkte — die Augen eines Raubtiers. . . näherten sich schleichend der Stelle, wo ich lag.

Grausen packte mich, Grausen, das nur derjenige nachfühlen kann, der selber schon des Nachts im Dschungel die glühenden Augen eines sprungbereiten Panthers auf sich ruhen fühlte.

Der Mond warf durch irgend einen Spalt im Dach einen Streifen Licht quer über den Boden. Der dunkle Körper, der sich jetzt ganz deutlich vom helleren Eingang abhob, stuchte einen Augenblick, dann schob sich der schwarze Schatten lautlos über den lichten Fleck.

Wieder sah ich das graustoe Messer funkeln, diesmal aber in der Hand des Angeheuers. Ich bemühte mich, ganz ruhig zu liegen und gleichmäßig weiter zu atmen, obwohl mein Herz die Brust zu sprengen drohte, unter dem gleichgültigen Auhern aber spannten sich alle meine Muskeln. Die Augen hielt ich beinahe geschlossen, um mein Wackeln nicht zu verraten, und das rechte Knie hatte ich, bereit zum Stoße, eng an den Körper gezogen.

Noch zwei Schritte. . . noch ein Schritt. . . jetzt war die Bestie an meiner Seite. Langsam hob sich der Arm mit dem graustoen Messer.

Da fauchte mein Fuß mit voller Kraft durch die Luft und traf den Körper in die Magengegend. Er klappte zusammen wie ein Messer und wälzte sich am Boden. Mit einem Satz hatte ich den Kerl gepackt, und mein Diener, der durch den Lärm aufgewacht war, half mir ihn festbinden.

Dann war meine Kraft zu Ende.

Kämpfe hinter Glas.

Von S. v. Kadeki.

Das Aquarium der Zoologischen Station in Neapel erhält ständigen Nachschub an Wassertieren aus dem Golfe dicht daneben. Mit angenehmem Grauen sieht man hinter der Glaswand im grünen Meerwasser erbitterte stumme Kämpfe sich abspielen. Zwei davon sind mir vor allem in der Erinnerung geblieben.

Ein rosa Kahlkopf hängt unbeweglich im Wasser nahe der Scheibe. Er besitzt weder Nase noch Mund, aber dafür zwei schwarze, goldgeränderte Augen, die mich Beschauer sehr würdig und großwaterhaft anblicken. Von rechts wegen gehörte er in einen Votermörder mit Atlasstrawatte hinein, doch statt dessen verläuft dieser Polypenpatriarch unten in eine Anzahl rosa Schnüre, die sich alle mit fleischroten Tellerchen an die Glaswand angehängt haben — als ob er einen Kontakt mit der Außenwelt suchte. Man kann es anfangs kaum fassen,

daß ein Polyp, dieses Unförmigste, zwei Augen, zwei geradezu menschliche Augen besitzt. Man sieht durch sie unmittelbar hinein in die Polypenseele.

Er rührt sich nicht. Was wohl in dem rosa Kahlkopf vorgehen mag? Tritt man zur Seite, so starrt er einen von der Seite an.

Der Wärter wirft jetzt in den entferntesten Teil des Bassins eine Crevette hinein. Sie sinkt mit einem Kometenschweif von silbernen Bläschen durchs grüne Wasser. Aber mit dem Polypen ist derweil eine solche Verwandlung vor sich gegangen, wie sie Ovid selber nicht geträumt hätte: von hinnen ist die Würde, blitzschnell hat er alle seine rosa Schnüre in ein spitzes Torpedo zusammengefaßt und schießt nun brausend auf die Crevette zu. Doch kurz bedor er sie erreicht hat, breitet er sein schmales Fangarmbündel zu einem flatternden rosa Käfig aus. Schnapp! — schon hat er sie. Ein momentanes Gewirr von Silberbläschen und Fangarmen, und dann tritt Grabesruhe ein.

Langsam treibt der würdige Ballon wieder in seine angewohnte Ecke und saugt sich mit den fleischroten Tellerchen an die Glasscheibe an. Ernst und ätzig blicken seine schwarz-goldenen Augen. Aber halt — in dem roten Kahlkopfe geht etwas vor: wälzt er darin ein Problem? Nein, kein Problem, sondern die Crevette, die ja doch noch nicht ganz tot ist. Und er hält ihn fest, diesen Gedanken, da kann man sich darauf verlassen! Aber bald hört auch diese Kopiarbeit auf, die Crevette ist endgültig zermalmt und zersäuert, und der Polyp scheint nun friedlich zu schlafen, obwohl seine Augen immer noch unverwandt durch die Glasplatte starren.

In einem anderen Bassin spielen sich Kämpfe zwischen Seepilzen und Taschentrebs ab. Der Taschentrebs ist nach menschlichem Ermessen, wirklich ein sehr dummes Tier. Dieses übertrieben hastige Seitwärtslaufen (wie nach Gott weiß welcher Elektrizität), diese ahnungslose Plumpheit, mit der seine Panzerglieder in jedes Idoll hineintödeln — alles trägt das Gepräge einer extremen Unbegabung. „Ungeklärt hieß sein Herr Vater, Tramplogonidis seine Mutter, und er selbst heißt Schlagododro“, kann man wohl von ihm sagen. Eine rauhe Außenseite, eine harte Schale, allein der Kern ist weich.

Ganz anders die Seepilze, welche entschieden weiblichen Geschlechts sind. Halb Tier und halb Pflanze, fehlt ihnen die Fähigkeit der Fortbewegung, wofür sie aber mit einer genialen Passivität begabt sind, mit einem unheimlich zähen und seinen Reaktionsvermögen — also gerade mit einer Eigenschaft, die dem Herrn Taschentrebs fehlt. Grau und unscheinbar, liegen sie mit weitgeöffneten Dolden da und warten auf das, was kommt, nämlich auf den Taschentrebs. Und nun beginnt ein Spiel, das unweigerlich mit dem Tode dieses Ahnungslosen endet.

Der Taschentrebs krabbelt über Berg und Tal, über Lebendes und Totes und denkt an gar nichts. „Das Wandern, das Wandern kann keine Sünde sein. . .“, scheint er vor sich hin zu singen und merkt nicht, daß rings um ihn der Tod mit weitgeöffnetem Rachen lauert. Da, plötzlich ist er mit zwei Beinen in einen Seepilz hineingepatscht. Und wie ein Maul schließt sich die Dolde um die beiden Panzerglieder.

Der Taschentrebs weiß vorläufig noch von nichts und will seelenruhig weiterwandern. Doch allmählich merkt er, daß er da was Fremdes mit sich zieht. Nun versucht er, das lästige Pflanzengewebe abzuschütteln. Doch die Dolde hält so fest und mit so viel Widerhaken, daß jede Bewegung die Krebsglieder nur noch tiefer hineinbringt. Nun wird er wütend und beginnt zu kämpfen. Er wird doch wohl mit der klebrigen Masse fertig werden! Aber kaum hat seine Schere in die Dolde hineingekniffen, als die Schere auch schon gefangen ist. Jedes Ruden und Zuden vermehrt das Unheil.

Jetzt kriegt es der Taschentrebs mit der Angst. Fort will er, nur fort! — er raft mit den übriggebliebenen Beinen über Stoß und Stein, er hat keine Zeit zu verlieren. Doch das hilft ihm nichts, denn er schleift das Antier immer mit sich. Der Taschentrebs versucht tausend Methoden, der Seepilz hat nur eine: festhalten und nicht loslassen! Der Taschentrebs weiß nicht, daß nur eines ihn retten könnte: auf die Schere und die paar Beine zu verzichten und völlig stillzuhalten — denn jede Bewegung wird ihm zum Unheil, jede Brangart ihn unweigerlich immer tiefer in die fürchterliche Umarmung hinein.

Letzter Akt des Dramas: man sieht einen aufgeschwollenen Seepilz, aus dem noch eine einzige, verweilte rudernde Krebschere herausragt. Sie arbeitet, sie klammert sich an jedes Steinchen — und langsam bewegt sich diese graustoe Kombination vorwärts. Die passive Energie hat gesiegt. Endlich ist auch die Schere verschwunden, und nun sitzt der Seepilz ebenso unbeweglich wie vorhin da. Mit fortschreitender Verdauung öffnen sich seine Dolden, und sie warten nun in grandioser Passivität auf das nächste Opfer.